

ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ Februar 2015

Walter Momper und der Mauerfall:

Der Täter als Theoretiker

Von Gert Keil, Zeitzeuge

In seinem 1975 erschienenen Buch „Die Genesis der kopernikanischen Welt“ fragte sich der Philosoph und Wissenschaftshistoriker Hans Blumenberg, welchen Anteil Kopernikus an der modernen Welt gehabt hätte und er antwortete: der Theoretiker war Täter.



Walter Momper - Foto: Klaus Peschke

Walter Momper, zur Zeit des Mauerfalls Regierender Bürgermeister von Berlin, ging gleichsam den umgekehrten Weg: Er wurde vom Täter zum Theoretiker und 25 Jahre später zum Zeitzeugen, Am 20. Januar sprach

er vor dem vollbesetzten Saal der *ZeitZeugenBörse* über den Tag des Mauerfalls und über das Drumherum. Man konnte sich kaum vorstellen, dass das von ihm Berichtete schon 25 Jahr zurück liegt: Walter Momper wirkte präsent und dynamisch und suggerierte mit feiner Ironie, dass es so weit nicht her war mit dem Regieren des Regierenden Bürgermeisters. Er musste mehr Widerfahrnisse verarbeiten, als ihm der Titel seines Amtes versprach.

Dass da etwas geschehen müsste in und mit Berlin, war ihm klar seit Spätsommer 1989. Die Ungarn machten die Grenze zu Österreich nicht mehr wirklich dicht. Monatlich ergoss sich ein Strom von DDR-Bürgern über Ungarn nach Österreich und von dort in die Bundesrepublik. In Leipzig wuchs die Zahl der Demonstranten von 6000 im August auf das Zehnfache am 9. Oktober. Und weder Armee noch Polizei griffen ein. Es sei denn zur Regelung des Verkehrs.

Inhalt

Walter Momper und der Mauerfall	1
Ohne Auschwitz wäre ich ein anderer Mensch	2
Fasse dich kurz - Telefonieren in der DDR	3
Die Mauer aus spanischer Sicht	4
Zeit der Versöhnung	4
Wie das Ende zu einem Anfang wurde	5
„Erzähl doch mal, wie's früher war	6
Gefühlte NS-Erinnerungen	7
In eigener Sache	9
Gratulationen	9
Aus unserem Briefkasten	10
Zeitzeugen gesucht	11
Impressum	11
Ankündigungen	12

Zur 40-Jahrfeier der DDR am 7. Oktober 1989 wurden Demonstranten noch niedergeknüppelt und eingesperrt. Aber spätestens nach dem Auftritt des damaligen Außenministers Dietrich Genscher auf dem Balkon der Botschaft in Prag, war die Furcht vor dem Regime gewichen und die zunächst kleinen Handlungsmöglichkeiten wurden ausgeweitet.

Der Senat um Walter Momper wusste also: Es muss etwas geschehen. Und es wird etwas geschehen. Die Kontakte mit dem späteren brandenburgischen Ministerpräsidenten Manfred Stolpe waren hilfreich und auch die halboffiziellen Gesprächen mit dem Politbüromitglied und Parteireformer Günter Schabowski machten klar, eines nicht so fernem Tages würden die Grenzbefestigungen fallen. Wann genau wusste man allerdings nicht, und zwar auf beiden Seiten.

Die ostdeutsche Seite war überzeugt, sobald man aufmachte, entdramatisiere sich die Lage und nur relativ Wenige würden sich auf den Weg machen. Man wollte so Druck aus dem Kessel nehmen. Darüber hinaus hatten nur 2 Millionen Bürger der DDR einen Pass, der zum Grenzübergang ins Ausland berechtigte. (Auch in der DDR-Führung konnte man sich eine Revolution nur mit abgestempelter Bahnsteigkarte vorstellen.)

Der Senat rechnete mit fünfhunderttausend und mehr. Und er wusste nicht, wie viele zurückgehen würden und ob am gleichen Tag oder später. Aber die kleinen Gespräche zeigten Wirkung. Die Zahl der Grenzübergänge wurde z.B. verdoppelt. 100 Turnhallen wurden als Flüchtlingsstätten vorbereitet. Die U-Bahn und die S-Bahn wurden im Modus des *SMOG-ALARM*-Zustandes gefahren, d.h. man unterstellte, dass keine Autos mehr fahren dürften und der ganze Verkehr mit öffentlichem Nahverkehr bewältigt werden müsse. Die U-Bahnen und die S-Bahnen fuhren in der halben Taktzeit. Es mussten aber auch Fahrpläne an die Besucher ausgegeben werden. Das wurde mit einer Sonderausgabe der Berliner Morgenpost vorbereitet. Für die Ausgabe des Begrüßungsgeldes von 100 DM wurden zahlreiche Ausgabestellen eingerichtet. Am Ende war jede Dienststelle eine Zahlstelle.

Am 9. November war es dann so weit. Da gab es den berühmt-berüchtigten Auftritt von Günter Schabowski, der, von einem italie-

nischen Journalisten gefragt, ab wann die Reisefreiheit gelte, etwas verdruckst antwortete: „unverzüglich“. Er war in gewissem Sinne so wenig Autor seiner Geschichte wie es der Regierende Bürgermeister im Westen war. Nur war dieser klüger und informierter.

Momper (damals gab es keine Handys) musste zunächst die Alliierten verständigen. Aber sie waren alle nicht unter den registrierten Nummern zu erreichen. Schließlich fand er sie alle zusammen auf der Feier des 50. Geburtstages von Ulrich Schamoni in Neukölln.

Das Politische in der Geschichte lebt davon, dass man viele Widerfahrnisse in Handlungen verwandelt. Das ist Walter Momper an diesem Tag und in der Zeit zuvor gelungen. Deshalb kann er mehr sagen als: Da geschah ein Stück Weltgeschichte und ich bin dabei gewesen. Er war wenigstens „Mittäter“.

Selten habe ich nach einem Vortrag eine so lebendige, spontane und kundige Diskussion erlebt. Zunächst waren es unsere ostdeutschen Zeitzeugen, die sich daran beteiligten. Ja, es gibt bis heute eine Asymmetrie der dramatischen Gefühle von Ost und West. Und es gibt eine Asymmetrie der Dramatik der Gefühle zwischen Berlin West und BRD West. Wenn dann aber auch noch derjenige Zeitzeuge anwesend ist, der den Verkehr damals verantwortet und letztlich organisiert hat, und seine Sicht der Dinge erläutert, dann hat das seinen Reiz.

Zeitzeugen sind meist an den Monolog gewohnt. Wenn sich Zeitzeugenschaft hin und wieder und selten genug im Dialog entfaltet, dann stellt dies eine Besonderheit dar. Daran hat nicht zuletzt Walter Momper in der Diskussion erinnert. Danke, Walter Momper.

„Ohne Auschwitz wäre ich ein anderer Mensch“

Ein beeindruckender Auftritt des Holocaust-Überlebenden Władysław Bartoszewski
Von Sebastian Triesch, Historiker

Anlässlich des 73. Jahrestags der Wannsee-Konferenz lud die Gedenkstätte *Haus der Wannsee-Konferenz* am 20. Januar zu einer prominent besetzten Buchpräsentation ein.

Der polnische Auschwitz-Überlebende, Historiker, Publizist und ehemalige Außenminister Władysław Bartoszewski stellte zusammen mit Gesine Schwan die deutsche Ausgabe seines Buches „Mein Auschwitz“ vor. Auf Polnisch erschien es bereits im Jahr 2010.

Nach einer Würdigung des Autors durch den Direktor der Gedenkstätte Dr. Hans-Christian Jasch sprach zuerst Monika Grütters, die Staatsministerin für Kultur und Medien. Sie charakterisierte Bartoszewski als „beeindruckenden Zeitzeugen“, hob die Bedeutung authentischer Berichte der Überlebenden des Holocausts hervor und hielt dazu an, sich der „Eindringlichkeit persönlicher Berichte der Überlebenden auszusetzen“, um die Erinnerung an die deutsche Schuld gegenwärtig zu halten. Grütters schloss ihre Rede mit einem Plädoyer dafür, die nach den Verbrechen des Nationalsozialismus zurückerkämpfte Menschlichkeit als gesellschaftlichen Kitt gegen Hass, Ressentiments und Gleichgültigkeit zu verteidigen. Worte, die vielleicht auch an die Adresse von Flüchtlings- und Islamfeinden auf deutschen Straßen gerichtet waren.

Diese Worte erschienen als geeignete Hinführung zu Bartoszewski, dessen Gedanken im Folgenden viel um den Komplex der Nächstenliebe kreisen sollten. Statt eine klassische Buchvorstellung zu begeben und seine Erlebnisse in Auschwitz zu schildern, zog er es vor, biografisch zu erklären, wie Auschwitz sein späteres Leben beeinflusst und bestimmt hat. Bartoszewski, der im Februar seinen 93. Geburtstag feiert, sprach mit beeindruckender Klarheit und Agilität über seine Biografie.

Er schilderte, wie er im Mai 1939 in Warschau Abitur machte und nach dem deutschen Überfall auf Polen ab Mai 1940 als Freiwilliger beim polnischen Roten Kreuz arbeitete. Diese Tätigkeit konnte er aber nur kurz ausführen, da er im September 1940 als „politischer Pole“ (im Gegensatz zu den polnischen Juden) verhaftet und nach Auschwitz deportiert wurde. Erst nach Kriegsende wurde klar, dass Bartoszewski einer von 20 000 Polen war, die Opfer einer von den Nationalsozialisten zynisch betitelten „außerordentlichen Befriedungsaktion“ wurden. Die Vereinbarung über diese Aktion war bereits im Hitler-Stalin Pakt getroffen worden, nach Kriegsende wurde darüber auch in den Nürnberger Prozessen verhandelt.

Über seine Zeit in Auschwitz zwischen der Deportation im September 1940 und seiner Entlassung im Mai 1941 sprach Bartoszewski kaum. Aber er

schilderte doch, wie ein bekannter, von ihm bewunderter Professor in seinem Beisein zur Ermordung abgeholt wurde

Einen größeren Fokus legte Bartoszewski auf sein Engagement nach seiner Entlassung. Es drängten sich ihm metaphysische Fragen auf – „Wozu bist du gerettet?“, mit denen er sich an einen katholischen Pfarrer wendete. Eine christlich-katholische Grundierung war fortan bei allen Projekten Bartoszewskis prägend.

Mit seinen Erlebnissen in Auschwitz als Sinnstiftung verschrieb er sich dazu, die nationalsozialistischen Verbrechen zu dokumentieren. Schon während des Krieges war er als Mitglied des Rats für die Unterstützung der Juden (Żegota) an der Rettung zehntausender polnischer Juden beteiligt, 1944 beteiligte er sich am Warschauer Aufstand. Seit 1965 wird er dafür als „Gerechter unter den Völkern“ in YadVashem geehrt.

Abschließend betonte auch Gesine Schwan, dass es Bartoszewski, ausgehend bei der Frage, wie mit Auschwitz umzugehen sei, immer wichtiger gewesen war, praktisch aktiv zu werden, als theoretische Systeme zur Erklärung zu entwickeln. Mit seinem grenzüberschreitenden Engagement als Autor, Wissenschaftler und Politiker widmet er sich seit nun über 70 Jahren ganz der Versöhnung und Verständigung. Geprägt haben ihn dabei seine Erfahrungen in Auschwitz. Diese sind nun auch einem deutschen Publikum zugänglich.

Fasse Dich kurz - Telefonieren in der DDR

Von Andreas Gerstenberg, Historiker

So der Titel eines Filmes von Jörg Mischke, der am 28. 10. in der Landeszentrale gezeigt wurde. Ein Film übers Telefonieren, was mag so viel Spannendes daran sein, dass man damit einen ganzen Film füllen kann?

Könnte man denken. Tatsächlich ist die Geschichte des Telefonierens in der DDR eine wahrhaft abenteuerliche, eine Art Dauernotlösung, am Laufen gehalten durch Erfindungsreichtum, Flickschusterei und gute Nerven eines jeden, der nun einmal telefonieren möchte. Aus heutiger Sicht mag es unglaublich erscheinen, im Zeitalter des Überall-Erreichbar-Seins,



Jörg Mischke
Foto: Klaus Peschke

dass eben nicht jeder Haushalt einen Anschluss hatte, dass man nicht immer und überall anrufen konnte. Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges werden alle bestehenden Überreste des Telefonnetzes gekappt. Im Osten Deutschlands kommt erschwerend hinzu, dass die Technik weitestgehend als Reparation nach Russland verfrachtet wird. Im Mai 1945 wird von Seiten der Post ein notdürftiges Netz aufgebaut, welches auch in den folgenden Jahrzehnten weitestgehend im Stadium eines Provisoriums verbleibt. Telefonieren in den 1950er Jahren geht nur über das „Fräulein vom Amt“, die Vermittlungsstelle. Lauenig erzählen ehemalige Postangestellte von technischen Unbilden und kuriosen Gegebenheiten (manches davon eine Steilvorlage für Eberhard Cohrs und andere). Die in den 60er Jahren aufkommenden Münzfernsprecher bieten Angriffsfläche für Betrugsversuche. Beispiel: an einem Bindfaden befestigte Münzen, die - quasi wieder verwertbar - lange Gespräche ermöglichen... Gegenmaßnahme: eine Schneidevorrichtung innerhalb des Automaten!

Natürlich nutzt auch die Staatssicherheit die vorhandenen Telefone, mit heute unvorstellbarem Aufwand. Doch woher den benötigten Speicherplatz für die Aufzeichnungen nehmen? Die Lösung: an der Grenze bei der Paketkontrolle „einkassierte“ Kassetten. Tausende von Kassetten der Rolling Stones, der Hitparade oder solche mit Hörspielen für Kinder etc. werden immer wieder überspielt.

Was in diesem Film gezeigt wird, ist so lange noch nicht her. Noch 1990 haben auf dem Land gerade einmal vier Prozent der Häuser einen Telefonanschluss. In einer Szene fragt ein Reporter auf der Straße einen Passanten, wie lange er denn schon auf sein Telefon warten würde. Darauf der Mann, achselzuckend: „25 Jahre oder so etwas“. Alle Protagonisten machen zwar den Eindruck, als wären die ständigen Probleme zwar lästig, aber so wichtig sei das alles doch wieder nicht. Schauen wir, welchen Stellenwert das Telefonieren heute besitzt: stellen wir uns vor, was wohl passierte, wenn es heutzutage mal ein paar Stunden keinen Empfang gäbe! In der DDR war ein Telefon eine Art Luxusgut, etwas keineswegs selbstverständliches. Ein Telefongespräch war doch zumeist *notwendig*. Heute ist ein Telefon ein Spielzeug, was immer zur Hand sein muss und mit dem alle

möglichen Dinge angestellt werden, nur nicht wichtige Gespräche geführt. Was wohl der bessere Zustand ist?

Fazit: dieser Film ist sehenswert und regt in mehr als einer Hinsicht zum Nachdenken an. Er ist also mehr als eine bloße Geschichte des Telefonierens in der DDR.

Die Mauer aus spanischer Sicht

Von Klaus Riemer, zzb

In der spanischen Zeitung **EL PAIS** schrieb Luis Doncel ausführlich und sachkundig über den Mauerfall und interviewte auch unseren Zeitzeugen Manfred Roseneit, der damals einer der letzten war, die der DDR den Rücken kehrten.



Dieses Foto zeigt den „Biker im Ruhestand“ vor den Überresten des „antifaschistischen Schutzwalls“.

Der Artikel ist in voller Länge leider nur in Spanisch im Büro erhältlich oder auf unserer Internetseite nachzulesen.

Manfred Roseneit

Zeit der Versöhnung

Von Klaus Riemer, zzb

Dank der Berliner Zeitzeugenbörse konnte das Kamerateam des staatlichen russischen Senders „TV Kultura“ Kontakt zu dem Mülheimer Werner Winkler aufnehmen. Dr. Tatiana Timofeewa, die deutsch sprechende, wissenschaftliche Betreuerin der Filmgruppe, begann das Interview sehr einfühlsam, denn Werner Winkler war sichtlich aufgeregt.

Der ehemalige Tischler lebt seit 1957 in Mülheim und gehört dort zur Zeitzeugenbörse. Als geborener Schlesier wurde er im Alter von 15 Jahren nach dem Einmarsch der russischen Armee von den Soldaten in ein Lager in Winniza auf dem Gebiet der heutigen Ukraine gebracht. Im Spätsommer 1946 kam er krank und ausgezehrt frei. Besondere Überraschung für den heute 85-Jährigen: Bei den Recherchen für diese Dokumentation mit dem Arbeitstitel „Zeit der Versöhnung“ hatte das Team im Militärarchiv Winklers Lagerakte gefunden.

Brigitte Reuß von der Mülheimer Zeitzeugenbörse gibt zu bedenken, dass dieser Fund sich positiv auf seine Rentenansprüche auswirken könnte. Werner Winkler haben seine Erlebnisse jedenfalls nicht losgelassen. An jedes noch so kleine Detail erinnert er sich noch heute. Auch an die Lichtblicke: an die Freundlichkeit der russischen Bevölkerung, an eine bitterarme Bäuerin, die ihm etwas zu essen kochte, oder an Markthändlerinnen, von denen er beim Gleisbau Nahrung erbetteln konnte.

Die Zeit der Entbehrungen und des Hungers war aber noch lange nicht vorbei, als er dann 1946 endlich seine Mutter in Sachsen wiederfand, denn „in Schlesien war ja der Pole“.

*(Stark gekürzter Auszug aus einem Artikel von Cäcilia Tiemann in **DERWESTEN**)*

Wie das Ende zu einem Anfang wurde

Von Hans Müncheberg, Zeitzeuge

Mitten in die nahezu lückenlos in Funk und Fernsehen zu hörenden Berichte vom Öffnen der Berliner Mauer, verbunden mit der hoffnungsfrohen Perspektive eines schnellen Anschlusses der DDR an die Bundesrepublik Deutschland, erreichte mich die Anfrage der ZZB, ob ich 1945 an der Schlacht um Berlin, Hauptstadt des „Dritten Reiches“, teilgenommen hätte und bereit sei, darüber für eine Filmdokumentation des Zentralen Russischen Fernsehens Aussagen zu machen.

Da ich den Eindruck gewonnen hatte, dass die Ereigniskette vom November 1989 bis zum Oktober 1990 von vielen als der zwar späte, aber durchaus verdiente Sieg Deutschlands über den „Feind im Osten“ angesehen wurde, meinte ich, es wäre gerecht und erforderlich, an den historischen Umbruch des Mai 1945, an seine Ursachen und an die damit für viele Überlebende verbundenen Hoffnungen zu erinnern. Also sagte ich zu.

Anfang April musste ich mich, dem Jahrgang 1929 angehörend, in Potsdam der Musterung auf Kriegstauglichkeit stellen. Mit 160 cm Körpergröße und 45 Kg Gewicht wurde ich als „zeitlich untauglich“ bis zum 1. Juli 1945 „zurückgestellt“. So ging es auch anderen aus meiner Klasse an der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt („Napola“). Es hieß auch, wir sollten nach Plön in Schleswig-Holstein evakuiert werden. Doch unser Anstaltsleiter, SS-Oberführer Otto Calliebe, unterstellte uns alle,

ob als tauglich befunden oder nicht, der Waffen-SS mit dem Auftrag, die endgültige Umzingelung Berlins durch sowjetische Truppen zu verhindern. Während wir auf Fahrrädern, mit alten Gewehren und neuen „Panzerfäusten“ versehen, nach Spandau fuhren, rollte ein Lastwagen mit dem SS-Oberführer und seinem Eigentum unbehelligt gen Westen. Dort konnte er, wie später zu erfahren war, kurz nach Kriegsende in Soltau, Niedersachsen, wieder als Lehrer tätig und sogar als Oberstudiendirektor 82 Jahre alt werden.

Für uns Jungen wurden bereits die ersten Kampfeinsätze zu verlustreichen Gefechten. Am „Stützpunkt Radeland“ mussten wir den ersten Mitschüler begraben, im Spandauer Südpark verlor mein Freund Bertram Freitag neben mir sein Leben. Er war nicht einmal fünfzehn geworden und wurde von der „Deutschen Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht“ in ihrer Antwort auf meine Frage nach seiner letzten Ruhestätte dennoch als „Volkssturmmann“ bezeichnet.

Siebenmal sind wir eingekesselt worden, kämpften uns unter weiteren Verlusten frei und erreichten so das „Haus des Rundfunks“ in der Masurenallee. Obwohl das gegenüber gelegene Messegelände bereits von sowjetischen Truppen besetzt war, wurden keine schweren Waffen gegen das Funkhaus eingesetzt, nur Scharfschützen waren bereit, auf jeden zu schießen, der sich an einem der von ihnen einsehbaren Fenster zeigte. Man wusste offenbar um die Funktion und den Wert des Hauses und wollte es möglichst intakt übernehmen. Von einem Hochbunker aus, direkt neben dem Funkhaus errichtet, wurde bis zuletzt das Programm des Soldatensenders „Panzerbär“ ausgestrahlt. So erreichte auch uns am 1. Mai die Lüge, der „Führer“ sei beim Besuch der nahen Front den „Heldentod“ gestorben.

Diese besondere Konstellation interessierte die russischen Dokumentarfilmer, auch weil sich in den Höfen des Gebäudekomplexes viele einfanden, die nach der für den 2. Mai angekündigten Kapitulation Berlins nicht in russische Gefangenschaft geraten wollten. Mit allen noch verfügbaren gepanzerten Fahrzeugen wurde von hier aus in der Nacht zum 2. Mai der Ausbruch aus dem eingeschlossenen Berlin versucht.

Es gelang, durch Spandau nach Westen durchzubrechen. In Staaken wurde ich durch Splitter einer Granate, abgefeuert von einem gut getarnten sowjetischen T-34-Panzer schwer verwundet und musste die Auflösung aller moralischer Maßstäbe erleben. Hilfsbereitschaft, Kameradschaft, Solidarität – nichts war geblieben. Wie ich dennoch überleben konnte, wie ich Menschlichkeit bei sowjetischen Soldaten und durch polnische Zwangsarbeiter erleben durfte, habe ich in meinem autobiografischen Roman „Gelobt sei, was hart macht“ beschrieben.

Durch den Medien-Produzenten Sven Woldt, der die russischen Dokumentaristen betreute, war vorbereitet worden, die Bilder rund um das „Haus des Rundfunks“ am Tag nach dem mit mir geführten Interview aufzunehmen. Für das Gespräch war als historisch bedeutender Ort das „Deutsch-Russische Museum“ in Berlin-Karlshorst gewählt worden. Wir saßen in jenem Saal, in dem am 8. Mai 1945 von Admiral Friedeburg und den Generälen Keitel und Stumpff die Urkunden der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands vor Vertretern der drei Siegermächte unterzeichnet wurden.

Zuletzt bin ich gebeten worden, noch vor das Museum und zu dem neben dem Haus auf einem Sockel stehenden Panzer T-34 zu gehen, eine Aktion, die auch nach fast 70 Jahren schmerzliche Erinnerungen auslöste, mich aber auch in der Hoffnung bestärkte, es möge menschlicher Vernunft gelingen, zwischen allen miteinander in Streit geratenen Regierungen tragfähige Brücken einer dauerhaften Verständigung zu bauen.

„Erzähl' doch mal, wie's früher war!“

Grenzen des Erinnerns

Von Klaus Schwerk, Zeitzeuge

Im frühen Herbst 2014 fragte mich ein junger Mann aus Neuruppin, ob ich wohl bereit wäre, über **meine Kindheit und Jugend in der Hitlerzeit** zu reden. Eine Gruppe der *Jungen Gemeinde* habe sich einen Abend unter diesem Thema ausgedacht. Ende November kam es zu diesem Gespräch. Es hat mir viel Freude gemacht und merkwürdige Erfahrungen und Überlegungen gebracht. Von ihnen will ich berichten.

Als Folge der umstandsbedingt langen Zeit zwischen Anfrage und Veranstaltung hatte ich reichlich Gelegenheit, mir Gedanken machen zu können, was ich den jungen Leuten denn

eigentlich zu erzählen hätte und – was mir wichtig war – wie ich es zu einem Gespräch kommen lassen könnte. Denn zu einem Vortrag mit der nachfolgenden Aufforderung „*Haben Sie noch Fragen?*“ hatte ich nicht die geringste Lust. Ich glaube, viele Zeitzeugen kennen das. Selten kommen das Thema ergänzende, vertiefende oder kritisierende Fragen, dafür oft ausufernde Beiträge „*Das war bei mir genau so/ganz anders, noch viel schlimmer/besser*“ und so weiter und so fort.

Wenn man die einladende Seite nicht kennt, tappt man ziemlich im Dunkeln, was man von ihr an weiterhelfenden Fragen erwarten kann. Das mir in diesem Fall von den jungen Menschen gestellte Thema war sehr auf meine Person fokussiert, auf *meine* Kindheit und Jugend. Da sie mich ebenso wenig kannten, wie ich sie, meinte ich, eine Engführung auf meine wenig spektakuläre Biografie wäre wenig ertragreich und kaum typisch für die Hitlerzeit und somit nicht zu verallgemeinern: „*So*“ war *Kindheit und Jugend damals*.

Ob nicht viele unserer Zeitzeugenbeiträge am Ende mehr oder weniger spannende Einzelfälle sind und bleiben? – etwa in der Art: „*Unglaublich (oder spannend, herrlich, scheußlich usw.), was die/der erlebt hat!*“ – nicht, daß Wahrhaftigkeit oder Glaubwürdigkeit des *Zeugnisses* in Frage gestellt würde, doch was die *Zeit* betrifft, wäre es reduziert auf einen individuellen Fall und damit eben *kein Zeitzeugnis*, das die *Zeit* verständlich(er) machen könnte. Gerade das aber war mir wichtig – zu mehr Verständnis für die so unglaublich fremde *Zeit* und ihre Lebensbedingungen zu helfen.

Wer Monate *Zeit* hat, sich auf ein Thema vorzubereiten, das ihm eigentlich geläufig sein sollte, kommt ins Grübeln. Was kann ich von meiner Kindheit und Jugend unter Hitler erinnern?

Geboren 1929 scheiden für mich die ersten vier Lebensjahre rein biologisch als Erinnerungsfeld aus. Bewußt jedenfalls konnte ich ehrlich nichts finden, was irgendwie hilfreich gewesen wäre. Verbleiben also maximal *12 Jahre Kindheit und Jugend*, von denen ich aus *meiner* Erinnerung heute (und das nach 70 Jahren!) erzählen sollte. Ich fürchte, diese Begrenzung persönlicher Erinnerungen ist wohl auch für andere gleichaltrige Zeitzeugen ein Problem, die zum

Themenbereich Hitlerzeit befragt werden. Daß die Hitlerzeit immens prägend für mein Leben war, ist mir bewußt und steht nicht infrage. Aber diese Erkenntnis kam für mich viel später – und damit entstanden bei den Überlegungen zu meinem Gesprächsthema erste Zweifel. Was *erinnere* ich mich wirklich, und was weiß ich nur, weil ich es später von Eltern oder Anderen oder durch eigene Bemühung erfahren habe? Sind diese Quellen „zweiter Hand“ glaubwürdig, nachprüfbar, oder vielleicht doch gezielt selektiv „gefiltert“? Und ist es möglich, daß ich selbst, bewußt oder nicht, Informationen, die mich so erreichten, meinerseits auch noch einmal „gefiltert“ habe? Nicht zu Unrecht wird der **objektive** Wahrheitsgehalt eines **Zeitzeugnisses** von der **subjektiven** Wahrhaftigkeit des **Zeitzeugen** unterschieden. So sehr es uns vielleicht kränkt, wenn gelegentlich gesagt wird „Zeitzeugen lügen“, bleibt es ein Problem, dem wir, wenn überhaupt, nur durch zeitnahe Dokumente begegnen können, die spontan und, so weit nachprüfbar, ungefiltert entstanden sind: persönliche Aufzeichnungen, Tagebücher, Briefe, Bilder, amtliche Schreiben, Drucksachen usw. Nur, wer hat diese?

So konnte ich das Gespräch mit den jungen Menschen der *Jungen Gemeinde* in Neuruppin neben eigenen Erinnerungen zu wesentlichen Teilen mit Dokumenten unterlegen, die mir durch die Bewahrung meiner Familie in unzähligen Briefen und Zeitdokumenten überkommen sind. In mancher Einzelheit haben sie tatsächlich eigene, längst vergrabene Erinnerungen geweckt. In anderen Fällen waren sie in hohem Maße unerwartet und überraschend anders als meine Erinnerung – Beispiel der unbewußten (und oft unbeabsichtigten) „Filterung“? So hilfreich diese Dokumente für mein Anliegen waren – sie selbst brauchten oft wiederum Hilfe zum Verständnis, um angenommen zu werden. Wenn – um nur ein Beispiel zu nennen – Korrespondenz mit der üblichen Grußformel *Heil Hitler* unterschrieben waren, löst dies bei jungen Lesern Ketten von Bewertungen und Urteilen aus, die ein Verständnis erschweren können. Von der allgemeinen Hilflosigkeit heutiger, nicht nur jugendlicher Leser rede ich gar nicht: der fremden altdeutschen Handschrift und der altdeutschen Druckschrift vieler Zeitdokumente vor 1945. Und in jeder notwendigen Erklärung steckt dann die Möglichkeit der „Filterung“ und damit – für den Empfänger der Nachricht – der Verdacht der Manipulation.

Das Gespräch in Neuruppin, umrahmt von der An- und Rückreise im Regionalexpress zu nächtlicher Stunde, war ein schönes Erlebnis und wird vielleicht durch eine Einladung vor eine Oberschulklasse – dann aber wunschgemäß zu bequemerer Tageszeit – fortgeführt werden. Ob's für die jungen Menschen in Neuruppin von Gewinn war, hoffe ich.

Für mich war die lange Vorbereitung auf ein eigentlich ganz wohlvertrautes Sujet jedenfalls ein unerwartetes Geschenk.

**) Der Verfasser hat die Wiedergabe in alter Schreibweise gewünscht. (Auszug aus seiner Mail: "Ganz am Rande hätte ich einen ganz persönlichen Wunsch - mehr eine trotzig Marotte - für die Übernahme: Ich habe keinen Frieden mit der Neuen Rechtschreibung gemacht und gedenke diesen Kriegsschauplatz auch bis an mein seliges Ende weiter zu kultivieren. Ob man meine Rechtschreibung insbesondere bezüglich der "ss" bzw. "ß" beibehalten könnte? Wenn's zur Vermeidung von bösen Worten gegen den Schriftleiter führen sollte, könnte man ja kleingedruckt die Fußnote anhängen." - Auch ohne böse Worte übrigens.*

Gefühlte NS-Erinnerungen

Intensiv-Austausch mit Leistungskurs-Abiturienten
Von Lutz Rackow, Zeitzeuge

Über alles kann man sich heutzutage objektiv informieren. Erinnerungsliteratur hat daran einen großen Anteil. Aber Leute zu sprechen, die schon damals mit wachem Sinn dabei waren, sich verlässlich an ihre Gefühle erinnern, werden naturgemäß immer rarer. Bei denen lässt sich erkunden, wie sie das alles erlebt haben, was sie bewegt, gefühlt und getrieben hat. Zeitzeugen zum Anfassen, zum Nachfragen – Fabulierer oder als Dokumentatoren verlässlich?

Die 25 Vor-Abiturienten/innen, Teilnehmer zweier Leistungskurse Geschichte des Charlottenburger Friedensburg-Gymnasiums (Leitung Frau Stolzenburg, Herr Efferding) zeigten sich über die Daten und Abläufe der 12 NS-Jahre und die vorausgegangenen Ereignisse und Entwicklungen als offenbar gut bis sehr gut im Bilde. Da wusste der Zeitzeuge – ich – dass er nicht hier und dort von vorne anfangen muss, sondern kann sogleich berichten, wie er die Zeit im Kindesalter von 6 bis 12 Jahren original erlebt hat, zunächst wie fast alle Gleichaltrigen in beispielloser Begeisterung über den vermeintlichen Siegeslauf des NS-Regimes für eine vermeintlich gerechte „deutsche Sache“ auf allen Gebieten ihres kindlichen Gesichtsfelds. Von der Verwicklung von Erwachsenen und Heranwachsenden in den Rassenwahn und die Geringachtung aller anderen

Ethnien. Nur wer mit uns ist, wird siegen. Immer mehr Deutsche aus allen Schichten drängten in die NSDAP.

Den Jungvolkjugen und Jungmädchen – seit etwa 1940 pflichtgemäß ab dem 10. Lebensjahr Mitglieder der NS-Kinderorganisationen, wurde der rassistische Hochmut mit allen hochwirksamen Mitteln der Jugendverführung eingepflegt. Auch der letzte eher etwas unterbelichtete „Pimpf“ strotzte alsbald vor Stolz darüber, Deutscher zu sein und in dieser „großen Zeit“ unter der Führung von Adolf Hitler leben zu dürfen, wenn er in seiner schicken Uniform zum „Dienst“ seines Jungzugs marschierte. Um ehrlich und fleißig wichtige Pflichten zu erfüllen

„Führer befehl, wir folgen dir“. So hatte ich schon in der Marschformation des Kindergartens gesungen, bis mich meine Oma da herausholte. „Auch das Deutschlandlied, das damals mit der Zeile begann „Deutschland, Deutschland über alles...“ wurde nicht im Sinne seines Textdichters Hoffmann von Fallersleben als Liebeserklärung an das Heimatland, sehnsuchtsvoll und zart, sondern energisch und aggressiv geschmettert. Mit Tschingderassabum. Überhaupt Marschmusik! Die meist preußische, im Sinne von „Platz da, jetzt kommen wir, die deutsche Zukunft!“ wurde allenthalben getrommelt und gepfiffen! Mit Tschingderassabum. Schon im Jungvolk gab es einen Fanfarenzug. Wer dabei war, der konnte auch bei den Jungmädchen - schick in weißen Blusen, Faltenröcken und Kletterwesten - auf Beachtung rechnen. Wer sich in diesem Milieu abseits hielt, der konnte – als Junge - nur eine „Pflaume“ oder „Pfeife“ oder als Mädels nur eine dumme „Mieke“ sein. Der NS-Jugendkult hatte alle früheren Jugendbewegungen entweder aufgesogen, per Verboten verdrängt oder zu halb illegalen privaten Kleinkreisen, z.B. der Kirchen, schrumpfen lassen.

Die NS-Propaganda dieser Zeit profitierte auch mit enormer Wirkung vom Aufkommen des Rundfunks (Volksempfänger – Empfangsweite 100 km, bis zum nächsten NS-Sendemast) Der Tonfilm eroberte mit bald hoch populären Schauspielerinnen und genialen Regisseuren aller Genres, vom Revue-Schinken bis zum Historien-Drama die Welt der Phantasien und Emotionen. Leider waren nicht alle Streifen „jugendfrei“, bedauerten wir damals. Aber den „Großen König“ „Bismarck“, „Jud Süß“ oder „7 Jahre Pech“ (mit Theo Lingen), Quax der Bruchpilot (mit Heinz Rühmann), „Bomben auf Monte Carlo“, „Germanin“ hatten das Zeug als Straßenfeger. Alle Kinos, soweit sie im späteren Kriegsverlauf noch

nicht zerbombt wurden, waren zu jeder Vorstellung proppenvoll. Mit „Kolberg“ (Heinrich George) und „Münchhausen“ (Hans Albers) schon in Farbe hoch attraktiv inszeniert, wurde bis zum letzten Stündlein des NS-Regimes erfolgreich vorder- und hintergündige erfolgreiche Propaganda betrieben. In unserer Familie wurde begriffen, dass die Niederlage unausweichlich sein würde. Angesichts der inzwischen ersichtlichen schweren Verbrechen durch brutale deutsche Kriegsführung, die vor allem in der Sowjetunion auch gegen die Zivilbevölkerung, wuchs die Sorge vor der Niederlage. Die Angst vor der Rache aus dem Osten blieb bis Kriegsende wirksamer, als die Hoffnung auf eine Befreiung von der Hitlerdespotie. Von einer systematischen Juden-Vernichtung in den Ostgebieten ahnten selbst die aufmerksamsten Sceptiker damals noch nichts. Auch als 11- und 12-Jähriger begriff man schon, was auf uns zukommt, wenn weiter gekämpft werden würde...

Die 25 Zuhörer und Diskussionspartner (vor allem –innen) fragten wunschgemäß lebhaft nach und dazwischen. Was hat denn so ein Jungvolk-junge in jenen Zeiten gedacht, empfunden, gewollt, erlebt? Aus meinem sehr intakten Langzeit-Gedächtnis konnte ich mit etlichen Geschichten und Ereignislinien dazu Aufschluß geben. Mehr als sich in dem Zwei-Stunden-Treffen erzählen ließ. Zum Beispiel darüber, wie aus chauvinistisch erzogenen, eingefangenen und dennoch wachen, leistungs-, einsatz- und erlebnisfreudigen Bengeln im Eiltempo der immer deutlicher erkennbar herannahenden militärischen Niederlage des Tausendjährigen Reiches desillusionierte Realisten werden konnten. Indessen leider nicht alle.

Wie hatte das bei mir als Kind denn so begonnen etwas über die NS-Gegenwart zu erfahren, sollte ich erzählen. Meinen ersten Politunterricht bekam ich unter der großen Speisezimmer-Tafel des elterlichen Hauses am Müggelsee, in dem ich seit meiner Geburt 1932 ununterbrochen lebte. Dort erlauschte ich schon etwa 1938, heimlich und in Deckung, während mich die Eltern längst schlafend im Bett wähten, wie sich unser Vater in einer bürgerlich geprägten Diskussionsrunde von engen Freunden durch und durch skeptisch über eine drohend heraufziehende deutsche Zukunft äußerte. Immer wieder: „Lest doch das Buch“ Auch von einem „Verbrecher“ war die Rede. Gemeint waren „Mein Kampf“, die neue Bibel des NS-Regimes, und sein Autor Adolf Hitler. Die Runde an unserem Tisch - damals 1938 - neigte dazu,

sich trotz Ablehnung des Regimes auf Anpassung einzustellen. Alles andere würde Gefahr für Leib, Eigentum, Freiheit und Leben bedeuten. Das wurde mir indessen erst später begreiflich.

Die Charlottenburger Schüler waren zurecht besonders an persönlichen Erlebnissen interessiert. Was wurde aus jüdischen Schulkameraden? Ich hatte keine. Wie verhielten sich die Jungvolkjugen zum und nach dem Kriegsende? Sie zerstreuten sich und wurden keine „Werwölfe“, nach denen die sowjetischen Militär-Fahnder suchten und wohl auch nach Moskau melden sollten. Nicht wenige Jugendliche wurden dennoch denunziert, verdächtigt, verschleppt, umgebracht. Von sowjetischen Militärgerichten in Schnellverfahren stalinistischer Prägung zu aberwitzigen Haftstrafen von 20 Jahren und mehr verurteilt. Später zum weiter andauernden Haftvollzug an die DDR-Behörden übergeben. Kam es tatsächlich nach Kriegsende zu diesen scheußlichen Massenvergewaltigungen deutscher Frauen und Mädchen durch Sowjetarmisten? Leider ganz und gar ohne jeden Zweifel! Aber die mit uns im kleinen Haus zusammen gedrängten Flüchtlinge blieben dank einer mutigen, russischsprachigen Baltin mit Russisch-Kenntnissen bewahrt. Die Leichen, die zusammen mit Sammelbänden des „Völkischen Beobachter“ spreeabwärts trieben dürften zumeist Selbstmörder gewesen sein, die dem eidbrüchigen „Führer“ gemäß ihrem Treue-Eid bis in den Tod folgten.

Zu allem, was aufs Tapet kam, konnte ich eigene Erlebnisse und damals entstandene Ansichten beisteuern. Und dabei über die verhängnisvollen Ergebnisse der totalen, listig und brutalen, durch und durch verlogenen, uneingeschränkten Propaganda-Praxis des Dr. Josef Goebbels berichten. Der noch in Görlitz, wie in der Kino-Wochenschau zu sehen war, vom Endsieg mit „Wunderwaffen des Führers“ drohend lauthals schwadronierte. Als die Sowjetarmeen bereits in Eilmärschen von der Weichsel zur Oder unterwegs waren, immer mehr deutsche Städte in britisch-amerikanischen Dauerbombardements in Schutt und Asche versanken.

Die zwei Stunden des Schüler-Treffens waren wie im Fluge vorbei. Quintessenz: solche Informations- und Diskussionstreffen sind um so ergebnisreicher, je enger das jeweilige Thema gewählt wird. In diesem Falle hätte es z. B. auf „Das totale Informationsmonopol des NS-Regimes und der Widerstand bis zur vollständigen Niederlage Deutschlands“ eingegrenzt werden können. Oder: „Radio und Kino als Goebbels-Macht“ o. ä. Ansonsten besteht bei solchen Veranstaltungen das Risiko, dass sich so ein Gespräch verzettelt, die spezifische Originalität nicht voll wirksam zum Zuge kommen kann.

Als - auch gefühlt - jugendlicher Blockadebrecher gegen das NS-Propaganda-Monopol konnte ich übrigens noch eigene Dokumente vorlegen. Aufgezeichnet als „Schwarzhörner“ von „Feindnachrichten“. Empfangen mit einem selbst gebastelten Detektorapparat bei Fliegeralarm. Weil nur dann die deutschen Störsender schwiegen. Wohl um den anfliegenden Bombern keine Peilhilfen zu bieten. Diese Dokumente hatte zuvor auch schon Bundespräsident Joachim Gauck in sein Amtsassivarchiv als ein Dokument jugendlicher Zivilcourage aufgenommen. Anlass dazu: mein detaillierter Erlebnis-Bericht vom Protestzug der ostberliner Bauarbeiter am 16. Juni 1953, der zur Initialzündung für den landesweiten Volksaufstand am folgenden Tag wurde. Erläutert in kleiner Runde im Schloss Bellevue.

Meinen engagierten jungen Zuhörern und Diskussionspartnern in Charlottenburg habe ich auch gerne die Frage beantwortet, „was mich denn so umtreibe“, wenn ich ehrenamtlich so etwas vortrage? Für mich die erwünschte Gelegenheit eine Lebensüberzeugung zum Besten zu geben: Jede Generation hat die Pflicht, dasjenige Wichtige, was sie mit bestem Gewissen aus verlässlicher und originaler Lebens-Erfahrung zu verbürgen weiß, an die Kinder- und Enkel-Generationen weiterzugeben. Basta!

In eigener Sache



Gratulationen

Wir gratulieren allen im Februar geborenen Zeitzeugen

02. 02. Ulrich Waack, 03. 02. Helga Deglmann, 04. 02. Else Danielowski, 04. 02. Alice Pless
11. 02. Georg Geismann, 15. 02. Peter Lorenz, 16. 02. Walter Sylten 20. 02. Hans-Karl Behrend
21. 02. Klaus Schulz-Ladegast, 23. 02. Regina Brandt, 24. 02. Rosemarie Bender-Rasmuß
25. 02. Dorit Albrecht, 26. 02. Hubert Draeger, 26. 02. Carsten Häusler, 27. 02. Gertraud Tietz





CALIFORNIA STATE UNIVERSITY, FULLERTON

Humanities and Social Sciences
Department of History

P.O. 6846, Fullerton, CA 92834-6846 / T (657) 278-3474 / F (657) 278-2101

Frau Eva Geffers
Erste Vorsitzende
Zeitzeugenbörse Berlin e.V.
Ackerstraße 13
10115 Berlin

10. Dezember, 2015

Sehr geehrte Frau Geffers,

Herzlichen Dank, dass Sie und die Zeitzeugenbörse Berlin sich die Zeit genommen haben, Zeitzeugen für mein Forschungsprojekt zum Thema "deutsche Migration nach dem zweiten Weltkrieg" zu vermitteln. Wie versprochen, schenke ich hierbei der Zeitzeugenbörse Berlin e.V. Kopien der Interviews. Ich habe im Sommer 2014 insgesamt zwölf Zeitzeugeninterviews geführt und habe auch Kopien an die einzelnen Zeitzeugen geschickt.

Diese Interviews werden auch im Archiv beim Center for Oral and Public History der California State University, Fullerton in den USA aufgehoben. Dort werden auch zukünftige Forscher, Studenten, Schüler, und die Öffentlichkeit die Interviews für Bildungs- und Forschungszwecke anhören können.

Ihre Tätigkeit für die Zeitzeugenbörse ist von unschätzbarem Wert. Ich freue mich sehr, dass ich die Möglichkeit hatte, Sie kennenzulernen. Wenn Sie Fragen zu den Interviews haben, können Sie sich jederzeit bei mir melden. Es würde mich sehr freuen, wenn wir in Kontakt blieben.

Ich wünsche Ihnen und Ihrer Familie ein Frohes Fest und einen guten Rutsch ins Neue Jahr!

Mit freundlichen Grüßen,

Dr. Cora A. Granata, Ph.D.
Professor of History
California State University Fullerton
Associate Director, Center for Oral and Public History
Telephone: 001 657 278 3568
Email: cgranata@fullerton.edu

THE CALIFORNIA STATE UNIVERSITY

Bakersfield / Channel Islands / Chico / Dominguez Hills / East Bay / Fresno / Fullerton / Humboldt / Long Beach / Los Angeles / Maritime Academy
Monterey Bay / Northridge / Pomona / Sacramento / San Bernardino / San Diego / San Francisco / San Jose / San Luis Obispo / San Marcos / Sonoma / Stanislaus

Dank an unsere Spender

Die ZeitZeugenBörse Berlin dankt allen Spendern für die Unterstützung unserer Arbeit.

Suchmeldungen

Nr. 15/15: Für den Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten sucht eine Berliner Schülerin der Oberstufe Zeitzeugen zum Thema "Punks in der DDR".

Weitere Informationen im Büro

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!
Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten.
Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel. -Nr. mitteilen.

V. i. S. d. P. : Eva Geffers
Redaktion: Eva Geffers
Lektorat und Layout: Dr. Klaus Riemer

Büro:

ZeitZeugenBörse e. V. , Ackerstr. 13, 10115 Berlin
☎ 030 – 44046378, 📠 030 – 44046379
Mail: info@zeitzeugenboerse.de - www.zeitzeugenboerse.de

Bürozeiten:

Montag, Mittwoch, Freitag 10 -13 Uhr
Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe.

Typowerkstatt Bodoni-Museum
Krausnickstraße 6, 10115 Berlin
☎ 030-2825137/28387569, 📠 030-28387568 Mail: info@bodoni.org

Über Spenden freuen wir uns sehr:

*Bank für Sozialwirtschaft
BIC: BFSWDE33BER
IBAN:DE83100205000003340701*

Ankündigungen

HALBKREIS

Dienstag, 10. Februar 2015 um 15 Uhr

Kind einer „Mischehe“

Horst Selbiger (Jg. 1928) wurde jüdisch erzogen, obwohl seine Mutter nicht jüdisch war. Ab 1938 besuchte er bis zu deren Schließung die jüdische Schule. Er musste den „Judenstern“ tragen, den Zwangsnamen „Israel“ annehmen und ab 1942 Zwangsarbeit bei der Trümmerarbeit verrichten. Im Februar 1943 kam es zur später so genannten Fabrikaktion. Horst Selbiger wurde in die Synagoge Levetzowstraße zum Transport nach Auschwitz gebracht. Nach der Protestaktion sog. arischer Frauen in der Rosenstraße gegen den Abtransport ihrer jüdischen Männer wurde er in die Rosenstraße verbracht und traf dort seinen Vater wieder. Trotz „Mischehe“ sind Vater und Sohn der Deportation nur knapp entgangen.

Doppelt stigmatisiert

In der Schule wird **Dr. Baader** als Kind einer Mutter aus dem jüdischen Proletariat in der Slowakei diskriminiert. Trotz des nichtjüdischen Vaters wird er nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Wien sozial isoliert und zu Zwangsarbeit im Arbeitslager verschleppt.

Als jüdischer Überlebender bleibt er sein Leben lang der jüdischen und sozialdemokratischen Tradition seiner Familie verpflichtet.

Ankündigung

Dienstag, 24. Februar 2015 um 15 Uhr

Die Mobilisierung der Berliner Großstadtbevölkerung für den Krieg

Gast der ZeitZeugenBörse ist **Dr. Thomas Schaarschmidt** vom Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam.

Die NS-Führung ging seit 1933 davon aus, dass Deutschland den anvisierten Weltkrieg nur gewinnen konnte, wenn alle Ressourcen mobilisiert wurden. Obwohl Berlin für die NSDAP lange ein schwieriges Pflaster war und sich die Kriegsbegeisterung der Großstadtbevölkerung in Grenzen hielt, gelang es bis 1945, die Rüstungsproduktion auch unter den Bedingungen des Bombenkriegs aufrechtzuerhalten und Unruhen wie 1917/18 zu vermeiden.

Nach dem Vortrag sind im Rahmen einer Diskussion vielfältige authentische Erfahrungen, die sich auf den angegebenen historischen Zeitraum beziehen, erwünscht.

[Der 8. Mai 2015 ist der 70. Jahrestag des Kriegsendes]

Moderation Eva Geffers

Veranstaltungsort: Landeszentrale für politische Bildung
10787 Berlin, An der Urania 4 - 10 / Ecke Kurfürstenstraße

Verkehrsverbindungen: U1, U2, U3 Wittenbergplatz/Nollendorfplatz, Bus 100, M29, 187,
Haltestelle Schillstraße, Bus 106, M19, M46 - Haltestelle An der Urania